

*Auch hier hat der Sand schon hingefunden*, dachte Jakob, als er durch die Straßen des Dorfes lief. Es hatte keinen Namen. Zurückgelassene Häuser. Nur der Wind und der Sand, der sich wie eine Decke über die Dächer legte. Nur noch die Idee von einem Ort, an dem einmal Leben stattgefunden hatte. Sand und Ruinen und Leere und ein grauer Himmel – mehr war hier nicht.

So sah es nun überall in Jakobs Heimat aus. Obwohl er sie nicht mehr so nennen würde. Dieses Land war nicht mehr seine Heimat, und auch kein anderes dieser Welt war es. Trotzdem wusste er, dass er nach Hause zurückgekehrt war.

Heute. Jedes Mal wenn er daran dachte schlug sein Herz schneller. Heute. Heute war der Tag, auf den er seit Jahren gewartet hatte. Für die Welt war es der Tag, an dem die Menschheit die Erde verließ. Jakob blieb. Für Jakob bedeutete dieser Tag Heimat.

Der 12. Oktober 2125. Es hatte sich immer so angefühlt, als sei dies sein Ziel. Zurückkehren. Doch der Krieg hatte alles verändert.

Er lief durch die Straßen des Dorfes und schaute sich nicht um. Die Koordinaten waren die richtigen, das war das Einzige was zählte.

Die Stille wurde vom Klingeln seines Handys zerrissen. Jakob blieb stehen, zog es mit zittriger Hand aus seiner Tasche und ging ran.

»Ja?«, fragte er.

»Jakob. Ich bin's.«

Sein Herz blieb für einen Moment stehen, wie auch schon das letzte Mal, als er Emelies Stimme gehört hatte.

»Ich bin da«, sagte er.

»Wir auch gleich.« Man hörte das Lächeln in ihrer Stimme. »Wo bist du?«

Jakob hob seinen Blick, schaute die Straße hinunter und sah ein Schild. »Dreimannstraße. Du kannst mich kaum übersehen.«

Er schluckte. Gleich war es so weit. Nach all den Jahren. »Geht es den Kindern gut?«

»Sie reden nicht viel. Aber sie wollen dich wiedersehen.«

Nur noch wenige Minuten. Er zerdrückte das Handy beinahe in seiner Hand.

»Und dir? Wie geht es dir?«, fragte er.

»Ich verstehe das alles nicht«, sagte Emelie. »Ich verstehe nicht, wie diese Scheiße passieren konnte.«

»Niemand versteht es.«

Sie schwiegen. Jakob musste nicht reden; er wollte nur wissen, dass sie da war.

»Und du bist dir sicher, dass wir das Richtige tun?«

»Ja«, antwortete er.

»Wer hat diese Scheiße autorisiert? Hättest du uns nicht erreicht, wären wir ...« Ihre Stimme zitterte. Sie war sich bewusst, dass sie hätte sterben können. »Fast wäre ich geblieben, hätte die Kinder genommen und wäre mit ihnen zu den Schiffen gegangen. Die Erde verlassen. Das klingt vernünftig.«

»Für die, die einen Platz auf den Schiffen haben, ist es das auch. Ihr hättet zu den anderen gehört.«

»Ich habe Angst, Jakob«, sagte Emelie.

Er schloss die Augen. »Ich auch. Aber wir werden es schaffen.«

Es gab keine Worte mehr. Sie schwiegen. Und das war alles, was sie brauchten. Schweigen und atmen. Das Wissen, dass am anderen Ende der Leitung jemand war.

In der Ferne hörte er ein Auto.

Jakob zählte die Atemzüge. Er lebte. Er lebte und konnte seine Familie beschützen. Alles war gut. Alles war gut.

Einatmen. Ausatmen. Einatmen. Ausatmen.

»Dreimannstraße. Gleich sehen wir dich.«

Er hielt die Augen geschlossen. Ein sich näherndes Motorengeräusch. Einatmen. Ausatmen.

»Da bist du.«

Er nickte. Augen geschlossen.

Das Auto hielt vor ihm. Er hatte noch immer das Handy am Ohr.

»Wir sind da.«

Er hörte eine Autotür. Schritte.

»Jakob.« Er legte auf und öffnete die Augen.

Vor ihm stand Emelie. Tränen in den Augen.

Sie schauten einander an.

Dann umarmte er sie so fest er konnte. Er sagte kein Wort, hielt sie bloß fest.

Jakob hatte nicht geweint, als er in den Krieg gezogen war. Er hatte nicht geweint, als er getötet hatte.

Jetzt weinte Jakob. Das hier war sein Zuhause.

Sie lösten sich aus der Umarmung und küssten sich. Dann standen sie dort und schauten sich in die Augen.

»Gott, wir benehmen uns wie Sechzehnjährige«, sagte Emelie und lachte.

Jakob lächelte. »Wenn wer das Recht dazu hat, dann wir.«

Sie blieben noch einige Sekunden lang so stehen. Dann drehte Jakob den Kopf und schaute zum Wagen. Zwei Silhouetten hinter den Scheiben.

»Gib den beiden etwas Zeit«, sagte Emelie. »Sie stehen unter Schock.«

Natürlich kamen sie ihm nicht lachend entgegengerannt. Philipp war jetzt zehn und kannte ihn gar nicht mehr. Und Sophie hatte er einfach im Stich gelassen.

Emelie berührte Jakob an der Wange und er schaute sie wieder an. »Wie geht es dir?«

Er zwang sich zu lächeln. »Gab schon bessere Tage. Aber nichts, was ich nicht überstehen könnte.«

Sie schaute ihm in die Augen. Ihre hatten den Glanz verloren. Sie waren nicht mehr dieselben wie früher. Von ihrer rechten Augenbraue, bis über die Schläfe, die Wange hinab und mit einem Bogen hinunter zum Kinn, zog sich eine Narbe. Auf der linken Seite hatte sie ein paar tiefe Einschnitte.

»Jakob. Fünf verschissene Jahre«, sagte sie. »Dir geht es nicht gut.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Mir geht es nicht gut.« Er deutete auf ihre Narben. »Und dir auch nicht. Wer war das?«

»Die Jahre waren für jeden schwer.«

Sie würden noch genug Zeit haben, um über alles, was geschehen war, zu sprechen.

»Wir müssen los«, sagte Jakob. »Bald ist es so weit. Bald sind wir die Letzten hier.«

Er wies in die Richtung, aus der er gekommen war. »Der Wagen ist die Straße runter. Deiner kann hier bleiben. Du solltest ...« Er atmete tief ein. »Du solltest die Kinder holen.«

Emelie nickte, ging zu ihrem Auto und öffnete die Türen. Jakob beobachtete, wie sie ausstieg. Sein Herz setzte aus. Es war so weit. Endlich war es so weit. Sie kamen auf ihn zu und die Stille im Dorf wurde unerträglich.

Emelie, Sophie und Philipp blieben vor ihm stehen.

»Ich ...«, setzte Jakob an, doch wusste nicht, was er sagen sollte. Er wollte erklären, warum er sie verlassen hatte, warum er in den Krieg gezogen war, er wollte alles wiedergutmachen – aber begriff, dass es keine Worte dafür gab.

Stattdessen füllten sich seine Augen mit Tränen, als er die beiden anschaute. Sie waren so groß geworden. Philipp war jetzt zehn und Sophie fünfzehn.

Sophie schaute ihn nur kurz von oben bis unten an, aber wich seinem Blick aus. Sie schien immer noch wütend auf ihn zu sein. Philipp hingegen schaute ihn mit großen Augen an, aber sagte nichts.

Jakob hatte sie einfach verlassen und die Familie zerstört. Er wollte am liebsten in Tränen ausbrechen. Es würde dauern, bis sich das wieder richtete.

Er schluckte, nickte ihnen zu und schämte sich dafür, dass ihm nichts Besseres einfiel.

Zusammen mit den Kindern holten er und Emelie einige Taschen aus dem Kofferraum. Als sie alles hatten, ließen sie den Wagen hinter sich und gingen die Straße hinunter. Niemand sagte ein Wort. Sie glaubten noch nicht, dass das alles real war.

Irgendwann hielten sie vor einem Landcruiser. Sie luden ihre Taschen auf und stiegen ins Auto.

Der Motor heulte auf und sie fuhren los.

Sie hielten vor dem einzigen Supermarkt, den sie im Dorf finden konnten. Kein Licht brannte und die Türen waren geschlossen.

»Was hast du alles dabei?«, fragte Emelie.

»Nur das Nötigste.«

Sie nickte und drehte den Kopf zu den Rücksitzen. »Braucht ihr noch irgendwas?« Sophie zuckte bloß mit den Schultern und Philipp schüttelte den Kopf.

Jakob stieg aus dem Wagen. »Kommt«, sagte er. »Wir nehmen alles mit, was man gebrauchen kann.«

Sie stiegen aus und Jakob ging zur Ladefläche. Er holte einen Baseballschläger aus einer Tasche.

»Was tust du?«, fragte Philipp.

Jakob antwortete nicht, ging zur Glastür des Supermarktes und schlug zu. Sie bekam Risse. Seine Kinder wichen etwas zurück. Er schlug noch einmal zu und beim dritten Mal brach das Glas.

»Kommt. Wir holen uns, was wir brauchen«, sagte er, entfernte die letzten Glasscherben mit dem Baseballschläger vom Türrahmen und ging vorsichtig hinein. Die anderen folgten ihm.

Ein gewöhnlicher Laden, die Regale voller Lebensmittel. Allerdings gab es keinen Strom mehr – hoffentlich war das Essen, das gekühlt werden musste, noch nicht aufgetaut. Die Menschen hatten alles stehen und liegen lassen und waren in die nächstgrößere Stadt gefahren, um die Erde zu verlassen.

Emelie stellte sich neben Jakob. »Wir nehmen einfach alles Mögliche an Essen und Trinken mit.«

Er nickte, ging zur Kasse, nahm einige Tüten und gab sie den Kindern. »Geht durch den Laden und packt alles ein, was ihr wollt. Und wenn ihr's nicht wollt, packt ihr's trotzdem ein. Aber vor allem viel Wasser. Das werden wir brauchen.«

Die beiden nickten und gingen durch den Laden. Emelie und er blieben stehen und schauten zu. »Egal wie viel wir mitnehmen – es wird nicht reichen«, sagte sie. »Wir werden die Wüste nie wieder verlassen. Wir werden dort bleiben. Irgendwann ist das Wasser aufgebraucht und wir verdursten.«

»Genau deshalb sollten wir mitnehmen, was wir mitnehmen können. Bald ist ganz Europa tot und von Sand bedeckt.«

Sie schwieg und schaute zu Boden. »Wir werden in der Wüste sterben.«

Jakob strich ihr über den Rücken. »Ja, das werden wir.« Er legte seinen Arm um sie.

»Irgendwann. An Altersschwäche. Unsere Kinder werden uns begraben und weiterleben, bis sie alt und grau sind.«

Emelie hob den Blick und schaute ihm forschend in die Augen.

»Du bist dir so sicher.«

»Ja. Wir gehen nicht einfach in die Wüste. Wir haben ein Ziel.«

Sie runzelte die Stirn. »In dieser Richtung gibt es nur Wüste.«

»Nein. Ich kenne einen Ort, an dem wir überleben können.«

Er zeigte auf eine der Kühltruhen.

»Aber vorher brauchen wir das.«

»Eine Kühltruhe?«

Er nickte. »Hilf mir, sie zum Wagen zu schaffen. Ich hab einen Stromgenerator bei.«

Sie gingen hin, stemmten die Truhe hoch, trugen sie aus dem Laden und stellten sie auf der Ladefläche des Wagens ab. Sophie und Philipp kamen mit einigen Tüten hinterher.

»Habt ihr alles?«, fragte Emelie.

Die beiden nickten.

»Dann packt es auf den Wagen und legt eine Plane drüber.«

Jakob fasste Emelie an der Schulter. »Habt ihr genügend Anziehsachen?«

»Wir haben unsere Kleiderschränke leergeräumt.«

»Gut. Das reicht nicht.« Er deutete auf die Kinder. »Sie brauchen mehr, sie wachsen noch.«

Emelie nickte. »Ich suche ein Geschäft.«

Jakob wies in eine Richtung. »Die Straße runter ist eine Tankstelle. Ich fahr hin, tank den Wagen und mach noch einige Kanister voll.«

Er stieg ins Auto. Hoffentlich hatten sie alles. Sie durften nicht auf halbem Wege merken, dass irgendetwas Wichtiges fehlte. In seinem Kopf ging er die Liste nochmal durch. Für Verletzungen hatte er genügend Nadeln, Fäden, Mullbinden und Desinfektionsmittel dabei. Der Wasserreiniger war auch da. Genügend konserviertes Essen. Vitamintabletten, Medikamente und so weiter. Es war unfassbar, was Menschen alles zurückließen, wenn sie sich in Sicherheit wogen.

Jakob dachte an die Pistole in seiner Hosentasche. Er hatte auch genügend Munition dabei.

Bei der Tankstelle hielt er vor einer Zapfsäule, stieg aus, öffnete den Tankdeckel und tankte den Wagen so voll es ging. Dann nahm er zehn leere Kanister von der Ladefläche und füllte sie auf. Als sie voll waren, ging er in die Tankstelle, fand einige weitere und begann auch diese vollzumachen. Aufbruchsstimmung. Dabei war er doch gerade erst wieder zurück.

Er stellte alle Kanister auf die Ladefläche, stieg ein und fuhr zurück zum Supermarkt. Bei einer Apotheke machte er einen Zwischenstopp und räumte sie komplett aus. Vielleicht würde einer von ihnen Probleme mit der zwangsveganen Ernährung bekommen, wenn sie keine Fleischkonserven mehr haben würden.

Beim Supermarkt warteten Emelie und die Kinder schon auf ihn. Er half ihnen beim Einladen der Klamotten und sie legten eine Plane über die Ladefläche.

Dann stiegen sie in den Wagen.

Der Motor lief, doch Jakob fuhr nicht los. Aufbruch.

Ein paar Sekunden lang war da nur ihr Atmen.

»Habt ihr alles?«, fragte er. Sie nickten stumm.

Einatmen. Ausatmen.

»Wir schaffen das.«

Er drückte aufs Gas, drehte und fuhr aus dem Dorf heraus.

Raus aus dem Land.

Raus in die Wüste, mit seiner Familie.

Raus in die Wüste, um zu überleben.

Raus in die Wüste.